

muß, dem sie in Ihren allgemeinen Aussagen zentrale Bedeutung zumißt: der Arbeitstätigkeit.

Sprache und Lernen

Jürgen Ziegler

Wahnsinn aus Methode

Bemerkungen zu Watzlawicks populärer Kommunikationstheorie

Dieser Aufsatz befaßt sich mit der Kommunikationstheorie Paul Watzlawicks. Sie liegt umfassend vor in dem Buch „Menschliche Kommunikation – Formen, Störungen, Paradoxien“¹. Weitere Publikationen² bringen inhaltlich nichts neues, verpacken anders und verdanken ihre Existenz nur den Verwertungsinteressen des Marktes. Deshalb werden wir uns im wesentlichen auf das genannte Buch beziehen. Seit seiner deutschen Ersterscheinung im Jahr 1969 (inzwischen sind drei weitere Auflagen erschienen) hat es das Denken und die Diskussion an den Hochschulen und Schulen der Bundesrepublik erheblich beeinflußt und dies auch „innerhalb der nicht-dogmatischen Linken“, wie einer ihrer wenigen Kritiker aus eben diesem Lager hervorhebt³. Watzlawick habe – so der allgemeine Konsens – die Mechanismen der menschlichen Kommunikation „hervorragend genau beschrieben“⁴ und eine „eindrucksvolle Systematik der in intersubjektiven Verhältnissen auftretenden Widersprüche vorgelegt“⁵. Kritisiert wird – wenn Kritik überhaupt erfolgt und nicht bei terminologischen Fragen stehenbleibt⁶ – bestenfalls die mangelnde gesellschaftliche „Reichweite“⁷; das äußerste, was von einer solchen Position aus noch vorgebracht werden kann, ist der allerdings vernichtend gemeinte Technokratie-Vorwurf: Watzlawicks Theorie fungiere „objektiv als technokratische Unterstützung jeder Form von Herrschaft“ und signalisiere „eine neue Stufe der Beherrschung menschlicher Natur“⁸.

Fragt man sich, wie Watzlawick diese Jahrhundertleistung zustandebringt, so wird man mit einem Argumentationstopos beschieden, der üblicherweise dem logischen Empirismus entgegengehalten wird: Watzlawick beschränke sich „auf eine formallogische Beschreibung von Problemen“⁹. Solche Kritik liefert keinerlei Erklärung für die immerhin bemerkenswerte Tatsache, daß die oft gläubige Rezeption dieser Theorie in der „nichtdogmatischen Linken“ einerseits und ihre „Funktionalität für Verwertungsinteressen“¹⁰ andererseits sich eigentlich nicht vereinbaren lassen dürften. Kritik, der dieser

Zusammenhang nicht zum Problem wird und die sich damit bescheidet, Watzlawick in die a priori inkriminierte Ecke des Positivismus zu stellen, unterscheidet sich nur im Vorzeichen von solch gläubiger Rezeption; sie durchdringt den Gegenstand genauso wenig wie jene. Die Wirkung von Watzlawicks Kommunikationstheorie beruht weder auf ihrer Richtigkeit im Detail, noch auf irgendwelchen Mißverständnissen. Von vornherein ist hier ein affirmatives Moment im Spiel, eine ideologische Koinzidenz, die freilich nicht an der Oberfläche sichtbar, dafür aber umso wirksamer ist. Eine wesentliche Rolle spielt hierbei Watzlawicks Methode, die Logik systematisch auf den Kopf zu stellen, Irrationalität rational zu begründen. Erst wenn diese Methode aufgedeckt und als Kernstück der Theoriekonstruktion erkannt ist, wird es möglich, jene so „eindrucksvolle Systematik“ als Sophistik im Dienste eines radikalen Konservatismus zurückzuweisen.

Nur durch dieses affirmative Moment ist es zu erklären, daß die zahlreichen Fehler und Verkürzungen in der Verwendung des (wissenschaftlichen) Materials, das Watzlawick zur Begründung und Veranschaulichung seiner Theorie heranzieht, nicht zum Anlaß genommen werden, die Seriosität dieser Theorie auch nur anzuzweifeln. Wir können Watzlawicks Umgang mit solchem Material hier nur an den zentralen Begriffen „Axiom“ und „Kalkül“ demonstrieren; an anderer Stelle beschäftigen wir uns eingehender mit diesem Aspekt¹¹. Erwähnt werden soll wenigstens, daß diese Fehler und Verkürzungen in Watzlawicks Form „wissenschaftlicher Erklärung“ (WWW, 8) begründet sind. Seine „Methode besteht im Vorlegen einer großen Zahl von Beispielen aus verschiedensten Gebieten und versucht, auf diese praktische (!) Weise aufzuzeigen, welche Struktur diesen scheinbar ganz verschiedenen Beispielen gemeinsam ist und welche Schlußfolgerungen sich daraus ziehen lassen“. Die Beispiele fungieren dabei als „Analogien, Metaphern und Veranschaulichungen – sie sollen beschreiben, in leichter verständliche Sprache übersetzen, doch nicht notwendigerweise auch *beweisen*. Dieses Vorgehen erlaubt daher den Gebrauch von Exemplifikationen, die nicht im strengen Sinn des Wortes wissenschaftlich zu sein brauchen. . .“ (WWW, 8 f.). Dieses methodologische Programm beschreibt durchaus zutreffend den durchgängigen Eklektizismus, der an die Stelle wissenschaftlicher Genauigkeit analogisches Denken und mit ihm Suggestion und Verschwommenheit setzt. Die „praktische Weise“ ist im schlechten Sinn „populärwissenschaftlich“¹² oder besser: vorwissenschaftlich. Sie wird auch dann nicht akzeptabel, wenn sie, wie im obigen Zitat, die nicht-wissenschaftliche Verwendung von „Exemplifikationen“ als eine der möglichen Formen von Wissenschaft unterstellt.

★

Der Leser von Watzlawicks Kommunikationstheorie wird mit einem Vorgang konfrontiert, der in wissenschaftlicher Literatur einzig dastehen dürfte: ein Axiom, per definitionem nicht weiter ableitbar, wird aus anderen Aussagen abgeleitet. Aus den Sätzen „Verhalten hat kein Gegenteil“ (bzw. „Man kann sich nicht *nicht* verhalten“) und „Verhalten in einer zwischenpersönlichen Situation (. . .) (ist) Kommunikation“ (51) folgert Watzlawick: „Man kann nicht *nicht* kommunizieren“ (53). Dieser Aussage wird der Status eines Axioms zugewiesen; sie ist seitdem unter der Bezeichnung „erstes pragmati-

ches“ oder „erstes metakommunikatives Axiom“ allgemein geläufig. Die Problematik dieses „Axioms“ liegt weniger in der illegitimen Inanspruchnahme eines sonst wohldefinierten Begriffs (das hielte sich im Rahmen des durchgängigen Eklektizismus), als in der Struktur der Kernaussage „Verhalten hat kein Gegenteil“. Dem Sinn nach soll wohl ausgedrückt werden, daß alles, was ein Mensch auch immer tut, unter den Begriff des Verhaltens subsumiert werden kann. Diese Feststellung wäre so trivial wie inhaltsarm, ohne jeden Erkenntniswert und ohne den philosophischen Tiefgang, den Watzlawicks Formulierung suggeriert. Der Satz „Verhalten hat kein Gegenteil“ ist grammatisch analog zu Sätzen wie „Der Mensch hat keinen Verstand“ oder „Philosophieren hat keinen Sinn“ gebildet. Bei genauer Betrachtung aber erweist sich das Prädikat „kein Gegenteil haben“ als vielleicht umgangssprachlich möglich, im strengen Sinn jedoch als sinnlose Konstruktion. „Gegenteil“ bzw. „Gegensatz“¹³ ist ein Begriff, der – ähnlich wie „Implikation“ oder „Wahrheit“ – dem metasprachlichen Vokabular der Logik angehört; er drückt dort ein logisches Verhältnis von Aussagen bzw. Begriffen¹⁴ zueinander aus. Man kann deshalb ein Gegenteil weder haben noch nicht haben, man kann es nur konstatieren. Korrekt könnte man etwa folgendermaßen formulieren: Der Begriff „Verhalten“ steht im Gegensatz zum Begriff „X“ (etwa: „Nicht-Verhalten“); X existiert in Wirklichkeit nicht.

Die Logik untersucht die formale Struktur des richtigen Denkens; nicht die Verhältnisse der objektiven, außerhalb des Denkens bestehenden Realität¹⁵. Aussagen und Begriffe, die die formale Struktur von Gedanken zum Inhalt haben, sind daher von Aussagen und Begriffen, die die Gegenstände der objektiven Realität zum Inhalt haben, zu unterscheiden. Mithilfe der Anführungszeichen wurde dieser Unterschied oben kenntlich gemacht: selbstverständlich existiert der Begriff „X“, auch wenn das, was mit „X“ (nicht mit „X“) bezeichnet wird, nicht existiert¹⁶. In Watzlawicks Formulierung ist gerade diese Unterscheidung verwischt: „Gegenteil“ weist darauf hin, daß der Begriff „Verhalten“ Gegenstand der Bezeichnung ist; „haben“ aber und der Umstand, daß Anführungszeichen fehlen (daß die Formulierung also nicht lautet „Verhalten“ hat kein Gegenteil¹⁷), weisen das wirkliche Verhalten als den Gegenstand der Bezeichnung aus. „Verhalten“ als der sprachliche Ausdruck eines Begriffs und als Bezeichnung eines Begriffs (also: Verhalten und „Verhalten“) werden identifiziert, Bezeichnung und Bezeichnetes vermengt. Die sprachliche Wendung „kein Gegenteil haben“, dem Aussagesubjekt „Verhalten“ prädiiziert, ist illegitimerweise eine Aussage über ein logisches Verhältnis und über Verhältnisse der Realität in einem. Bekanntlich aber führt die Vermengung von Bezeichnung und Bezeichnetem bei entsprechender Behandlung zu Paradoxien¹⁸.

★

Das „erste pragmatische Axiom“ beruht auf einer Aussage, die keineswegs die „grundlegende“ Eigenschaft von Verhalten (51) offenbart, sondern die schlicht unsinnig ist. Diese Aussage ist getreuer Ausdruck von Watzlawicks Denken und ist paradigmatisch für die Verfahrensweise, der sich seine Theorie verdankt: für die systematische Erzeugung von Widersinn. Wir

wollen dies im folgenden am Beispiel der zentralen Begriffe „Metakommunikation“, „Axiom“ und „Kalkül“ aufzeigen.

Um zu erläutern, was es mit der „*Conditio sine qua non* aller erfolgreicher Kommunikation“ (56), der aus keinem Lehrplan mehr wegzudenkenden „Metakommunikation“, auf sich hat, unterscheidet Watzlawick in jeder Kommunikation einen „Inhalts- und einen Beziehungsaspekt“ (56). Ganz ähnlich spricht Habermas von der „Doppelstruktur umgangssprachlicher Kommunikation“, in der „die Ebene der Intersubjektivität, auf der die Sprecher/Hörer *miteinander* sprechen“ und „die Ebene der Gegenstände, *über* die sie sich verständigen“, zu unterscheiden seien¹⁹. Watzlawick deutet diesen Beziehungsaspekt als „Metainformation“ (55), die „einem höheren logischen Typus als die Daten“ – gemeint sind die Inhalte – angehöre (54). Aus der „Metainformation“ wird schließlich die „Metakommunikation“: „Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt, derart, daß letzterer den ersten bestimmt und daher eine Metakommunikation ist“ (56). So die Formulierung des „zweiten pragmatischen Axioms“. Watzlawick gibt aber noch eine weitere Definition des fraglichen Begriffs: „Wenn wir Kommunikation nicht mehr ausschließlich zur Kommunikation verwenden, sondern um *über* die Kommunikation selbst zu kommunizieren (wie wir es in der Kommunikationsforschung unweigerlich tun müssen), so verwenden wir Begriffe, die nicht mehr *Teil* der Kommunikation sind, sondern (im Sinne des griechischen Präfix *meta*) *von* ihr handeln. In Analogie zum Begriff der Metamathematik wird dies Metakommunikation genannt (. . .).“ (41 f.) Um keine Zweifel aufkommen zu lassen, wird ausdrücklich betont, daß die beiden Begriffe von „Metakommunikation“ „identisch“ (55) seien.

Kommunikation ist – so die allgemeine, auch von Watzlawick akzeptierte Bestimmung (30) – die Übermittlung bzw. der Austausch von Information. In diesem Sinne ist „Kommunikation“ verstanden, wenn korrekt von einem „Inhalts- und einem Beziehungsaspekt“ als integrale Bestandteile einer jeden Kommunikation die Rede ist. Was aber bedeutet „Kommunikation über Kommunikation“? Diese ist – folgt man Watzlawick – sowohl Kommunikation als auch „Metakommunikation“: „Metakommunikation“ ist Kommunikation dann, wenn von Kommunikation die Rede ist. Es herrscht ein analoges Verhältnis wie zwischen Sprache und Metasprache – freilich nur dem Schein nach, denn die Analogie ist brüchig. In der Umgangssprache mag man den Ausdruck „Watzlawick kommuniziert über Kommunikation“ akzeptieren; nichtsdestoweniger stellt er eine Ellipse dar und steht für den korrekten Ausdruck „Watzlawick übermittelt Information über Kommunikation an seine Leser“. Macht man aber den verkürzten Ausdruck zum Kernsatz einer Kommunikationstheorie und folgt der von der Syntax dieses Ausdrucks suggerierten Logik, dann führt dies zu Widersinnigkeiten. Die Präposition „über“ gehört sowohl syntaktisch als auch logisch zu „Information“; Sätze wie „X tauscht Information mit Y“ oder „Y kommuniziert mit Y“ sind insofern vollständig, als von der Tatsache eines Kommunikationsakts die Rede ist. Durch die Angabe des „Inhalts“ („über“) wird nicht der Akt, sondern die Information näher bestimmt. Dieser Unterschied ist in Watzlawicks zweitem Zitat verwischt, wenn von „Kommunikation über Kommunikation“ die Rede ist; „Kommunikation“ und „Metakommuni-

nikation“ usurpieren dort den Bedeutungsgehalt des „Inhaltlichen“, der Information oder Sprache („sprechen über“), nicht aber einer bereits vollständig bestimmten Handlung zukommt. Damit zeigt sich, daß Watzlawick den Kommunikationsbegriff äquivok gebraucht: einmal im pragmatischen Sinne von „Informationsaustausch“ („Kommunikation *mit*“), zum anderen – illegitimerweise – im logischen Sinn der Relation von Bezeichnung und Bezeichnetem („Kommunikation *über*“). Entsprechendes gilt für „Metakommunikation“, nur daß hier die Ungereimtheit ganz offensichtlich wird: kein Mensch außer Watzlawick ist bisher auf die Idee verfallen, den Beziehungsaspekt einer Kommunikation und die Theoriesprache des Kommunikationsforschers als ein und dieselbe Sache zu betrachten. Völlig abstrus schließlich wird die Angelegenheit, wenn man das Verhältnis von Kommunikation und Metakommunikation betrachtet: auf der einen Seite soll Metakommunikation in jeder Kommunikation schon enthalten sein (als Beziehungsaspekt), auf der anderen Seite „verwendet“ Watzlawick „Kommunikation nicht mehr ausschließlich zur Kommunikation“ und dabei „Begriffe, die nicht mehr Teil der Kommunikation sind“. Nirgends wird deutlicher, daß der Begriff der „Metakommunikation“ – und nicht nur im Kontext von Watzlawicks Theorie – ein unsinniges Konstrukt darstellt²⁰.

Spätestens an diesem Punkt wird man sich fragen müssen, was von einer Theorie zu halten ist, die ihren wichtigsten Begriff äquivok gebraucht. Tatsächlich liegt wie im Fall des Prädikats „kein Gegenteil haben“ kein Versehen, sondern Systematik vor. Begriffe, die mit dem Präfix „meta“ gebildet sind und auf der Unterscheidung von Sprache und Metasprache basieren, sind sinnvoll nur auf Zeichensysteme anwendbar; Kommunikation als pragmatische Kategorie stellt aber selbst kein Zeichensystem dar (obwohl Information in menschlicher Kommunikation in der Regel an Zeichen gebunden ist). Indem Watzlawick das Modell der Sprachstufen auf seinen äquivoken Kommunikationsbegriff anwendet und dabei die logische Unterscheidung von Bezeichnung und Bezeichnetem in die pragmatische Kategorie des Informationsaustauschs hineinträgt, verwischt er nicht nur in der bereits angedeuteten Weise Bezeichnung und Bezeichnetes, er bereitet auch den Boden, die aus diesen sprachlichen und logischen Fehlleistungen entstehenden Ungereimtheiten und Paradoxien als in der Natur der menschlichen Kommunikation selbst begründet erscheinen zu lassen.

*

Die Begriffe „Axiom“ und „Kalkül“ geben dieser Konzeption den nötigen Anstrich wissenschaftlicher Exaktheit. Watzlawick, so sehr um Objektivität bemüht, glaubt intrapsychische Kategorien wie „Willen“ oder „Gedächtnis“ methodisch ausschalten zu müssen, weil sie „Reifikationen“ („Verdinglichungen“) des menschlichen Verstands seien, und schlägt folgendes Verfahren vor: „Solange sich das Psychische nicht von außen her rein objektiv (!) erforschen läßt, müssen wir uns mit Rückschlüssen und Selbstschilderungen begnügen – und beide sind bekanntlich von geringer Verlässlichkeit. Wenn wir aber feststellen können, daß einem Verhalten a – was immer seine ‚Ursachen‘ sein mögen – stets ein Verhalten b, c oder d des Partners folgt, während es anscheinend ein Verhalten x, y oder z ausschließt, so kann

damit im weiteren Sinn vorschlagen, ist, daß sich alle Wechselbeziehungen davon auf eine metakommunikative Regel geschlossen werden¹¹. Was wir in Begriffen der Spielanalogie verstehen lassen, also als Folge von ‚Zügen‘, die festen Regeln unterworfen sind; Regeln, bei denen es letztlich belanglos ist, ob sie den aufeinanderbezogenen Individuen bewußt oder unbewußt sind, aber über die sinnvolle metakommunikative Aussagen gemacht werden können. Damit postulieren wir (. . .), daß hinter den myriadenfachen Erscheinungen der menschlichen Kommunikation ein noch nicht interpretierter pragmatischer Kalkül steht, dessen Axiome in erfolgreicher Kommunikation berücksichtigt, in pathologischer Kommunikation dagegen gebrochen werden“ (43 f.). Die bekannten „pragmatischen Axiome“, von denen wir die beiden ersten bereits zitiert haben, sollen die Axiome dieses „pragmatischen Kalküls“ sein.

Zunächst ist festzuhalten, daß ein Kalkül ein theoretisches Gebilde ist. Es ist ein vollkommen formalisiertes Zeichen- und Regelsystem, in dem vom Inhalt der Zeichen gänzlich abgesehen wird. Angegeben sein müssen in einem solchen System zunächst das Zeichenrepertoire (das „Alphabet“, die „Elementarzeichen“) und die sog. Formregeln; letztere bestimmen, wie die einzelnen Zeichen kombiniert werden dürfen, um regelgerechte (wohlgeformte) „Sätze“ oder „Ausdrücke“ darzustellen. Weiterhin werden einige dieser regelgerecht gebildeten „Sätze“ als Axiome ausgewählt, aus denen dann mithilfe von Regeln eines anderen Regeltyps, den Umformungsregeln (einer Art Schlußregeln), sämtliche gültigen „Sätze“ des Kalküls (die „Theoreme“) auf strengem Weg deduziert werden. Ein Kalkül ist also nicht nur ein beliebiges Zeichen- und Regelsystem, er ist ein formalisiertes Axiomensystem mit der notwendigen logischen Bedingung der Widerspruchsfreiheit; die Axiome müssen widerspruchsfrei sein, d. h. im Kalkül dürfen keine kontradiktorischen „Sätze“ abgeleitet werden können. Zweck der Aufstellung solcher Kalküle ist es, die Widerspruchsfreiheit einer Theorie zu garantieren; man denke nur an die Aussagenlogik, die eine formalisierte und axiomatisierte Theorie der Urteilsverknüpfung – einen Kalkül also – darstellt. Gerade um dieses Ziels willen ist die „völlige Bedeutungsentleerung der im System enthaltenen Ausdrücke“¹² notwendig; die Regeln haben einen rein operativen Sinn (sind rein syntaktischer Natur), beziehen sich, wie man zu sagen pflegt, nur auf die Form, nicht auf den Inhalt der Zeichen; jede verschwiegene Argumentation im theoretischen Beweisgang wird damit ausgeschaltet. Für den postulierten „pragmatischen Kalkül“ wirft dies eine Reihe von Fragen auf. Welches sind die Elementarzeichen dieses „Kalküls“, welches seine Formregeln? Repräsentieren die verschiedenen menschlichen Verhaltensweisen die Zeichen des Kalküls oder umgekehrt, oder sind die Verhaltensweisen die Zeichen selbst? Oder sind die Verhaltensweisen Theoreme des Kalküls? Welches sind dann die Umformungsregeln? Wie ist es überhaupt vorstellbar, daß sich Verhaltensweisen deduktiv auseinander quasi von selbst ableiten? Führt man Watzlawicks Ansatz konsequent zu Ende, dann bleibt keine andere Wahl, als jede konkrete menschliche Verhaltensweise als Repräsentation eines sinnleeren Zeichens oder Theorems aufzufassen. Menschliches Verhalten müßte dann als die Produktion sinnleerer Zeichen oder Theoreme interpretiert werden, die deduktiv auseinander folgen,

wobei es natürlich Watzlawicks Geheimnis bleibt, wie ein Produkt der menschlichen Denktätigkeit, ein formalisiertes Axiomensystem, *hinter* allem menschlichen Verhalten stehen soll.

Noch absurder wird die Angelegenheit, wenn man Watzlawicks „Axiome“ betrachtet. Räumt man die metaphysische Existenz dieses „pragmatischen Kalküls“ ein, dann wären dessen Axiome irgendwelche an den Anfang gesetzten Verhaltensweisen. Damit aber ist zumindest erwiesen, daß die von Watzlawick formulierten „pragmatischen Axiome“ keine Axiome des „pragmatischen Kalküls“ sein können. Das „Axiom“ „Man kann nicht *nicht* kommunizieren“ ist ein Satz der deutschen Sprache und keine Verhaltensweise. Der Satz ist auch nicht bedeutungsleer, gerade auf seinen Inhalt, nicht auf seine Form kommt es entscheidend an. Im Begriff des Axioms liegt damit eine ähnliche Äquivokation vor, wie wir sie im Begriff der Kommunikation gefunden haben; auch hier wird das Bezeichnete – die menschliche Verhaltensweise – systematisch mit dem Bezeichnenden – den angeblich axiomatischen Aussagen über menschliche Verhaltensweisen – vermischt.

*

Man kann die Äquivokation im Kommunikationsbegriff Watzlawicks verdeutlichen, indem man Synonyme für die jeweils verschiedenen Bedeutungen sucht: einmal bedeutet „kommunizieren“ soviel wie „handeln von“, „sprechen über“ („kommunizieren über“) und birgt die logisch-semiotische Problematik des Unterschieds von Bezeichnung und Bezeichnetem in sich, zum anderen wird „kommunizieren“ gebraucht im Sinn von „sich verhalten zu“ („kommunizieren mit“) und stellt damit eine pragmatische Kategorie dar. Wir haben bisher nur die logisch-semiotische Seite, besonders im Begriff der „Metakommunikation“, untersucht. Für die Kommunikationstheorie Watzlawicks hat der „pragmatische Aspekt“ nicht geringere Bedeutung. Ihm wenden wir uns im folgenden zu.

Im Anschluß an Morris versteht man im allgemeinen unter „Pragmatik“ eine Theorie, die die „pragmatischen Dimensionen eines Zeichenprozesses“ – die Beziehung zwischen den Zeichen und ihren Benutzern – zum Gegenstand hat²³. Watzlawick möchte diesen pragmatischen Aspekt „auf das Gebiet der menschlichen Kommunikation übertragen“ (22). Gegenstand einer solchen Pragmatik sind „die verhaltensmäßigen Wirkungen der Kommunikation“ (23). Da nun Watzlawick im selben Kontext „Kommunikation und Verhalten (...) als praktisch gleichbedeutend“ verwendet (23), ist Pragmatik im Watzlawickschen Sinn das Studium der „verhaltensmäßigen Wirkungen“ von etwas, was a priori selbst als Verhalten bestimmt ist. Diese Fassung des Pragmatik-Begriffs führt zu einer bedeutungsmäßigen Reduktion des Kommunikationsbegriffs und – damit korrelierend – zur Verabsolutierung eben des „pragmatischen Aspekts“. Die für jede Theorie menschlicher Kommunikation zentrale Frage, wodurch Information in menschlicher Kommunikation spezifisch charakterisiert ist, wird auf „praktische“ Weise eskamotiert.

Entkleidet man Watzlawicks Bestimmung von Pragmatik und Kommunikation ihres begrifflichen Bombasts, dann zeigt sich schnell, daß die Hypo-

stasierung des „pragmatischen Aspekts“ in der Gleichsetzung von Verhalten und Kommunikation einem einfachen Sachverhalt zu verdanken ist: Watzlawick versucht, menschliche Kommunikation nach dem Modell von Reiz und Reaktion vollständig zu erfassen. Dies zeigt deutlich die vorgeschlagene Methode, wie der „pragmatische Kalkül“ aufzufinden sei: man hat nur zu beobachten, welche Verhaltensweise „b, c oder d“ auf ein Verhalten „a“ folgt und gelangt dann zu einer „pragmatischen Regel“²⁴. Kategorial unterscheidet sich Watzlawicks Ansatz nicht vom Modell der Schlüsselreize in sog. tierischer Kommunikation; auch hier handelt es sich um vorhersagbare Reiz-Reaktions-Folgen von wechselseitigen Verhaltensweisen zwischen Individuen derselben Art. Der rote Bauch eines Stachelings bezeichnet nichts, veranlaßt aber das Stachelingsweibchen zu einer Verhaltensweise, auf die wiederum der Stacheling mit einer bestimmten Verhaltensweise reagiert – usf., bis nach einer genau determinierten Kette von wechselseitigen Verhaltensweisen die Paarung stattfindet. Man braucht sich nur Watzlawicks Skizze einer solchen wechselseitigen Verhaltensfolge (59) anzuschauen und mit Tinbergens Darstellung der Stachelingsbalz²⁵ zu vergleichen, um der Identität des methodischen Ansatzes Innezuwerden. Es ist klar, daß die Anwendung dieses Musters auf das menschliche Verhalten erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Watzlawick behilft sich damit, daß er als Reaktion auf eine Verhaltensweise nicht nur eine, sondern mehrere, nicht aber alle möglichen Verhaltensweisen zuläßt; die postulierte „Kreisförmigkeit der Kommunikationsabläufe“ (47) stellt sich so fast von selbst ein. Der kategoriale Rahmen von Reiz und Reaktion wird dadurch keineswegs durchbrochen; er wird gegenüber den Schlüsselreizen lediglich im Hinblick auf den Grad der Vorhersagbarkeit modifiziert. Damit wird deutlich, wie der geheimnisvolle „pragmatische Kalkül“ tatsächlich konzipiert ist: als eine Art „natürlicher Code“, der aus einem endlichen Repertoire von Verhaltensweisen, die grundsätzlich Signalcharakter haben, besteht und dessen „Regeln“ die Aufeinanderfolge möglicher Verhaltensweisen regulieren.

Watzlawicks Methode auf einen Nenner gebracht ist: das pragmatische Modell der Schlüsselreize, aufgefaßt als eine Art „natürlicher Code“, wird nach dem logisch-semiotischen Modell des Unterschieds von Sprache und Metasprache interpretiert; da sowohl der zu interpretierende Gegenstand als auch die Interpretation im Begriff der „Kommunikation“ gleichgesetzt werden und das eine ständig für das andere steht, kommt es zur aufgezeigten Vermengung von Bezeichnung und Bezeichnetem. Systematisch entfaltet er den im Ausdruck „Kommunikation über Kommunikation“ enthaltenen Widersinn, indem er den Begriff der „Metakommunikation“ sowohl zum methodischen Paradigma als auch zum Gegenstand der Methode deklariert. Der Gegenstand der Untersuchung – die Kommunikation – ist dadurch bestimmt, daß die Untersuchung des Gegenstandes ebenfalls als Kommunikation erkannt wird. Gegenstand der Untersuchung (Bezeichnetes) und Untersuchung des Gegenstandes (Bezeichnung) werden gleichgesetzt. Dieser Konstruktion ist der Lehrsatz „Verhalten hat kein Gegenteil“ zu verdanken: In einer paradoxen Formulierung wird das Reiz-Reaktions-Schema (untersuchter Gegenstand) durch sich selbst erklärt und bestimmt (Untersuchung des Gegenstands).

Just in dieser Paradoxie ist auch Watzlawicks Anspruch begründet, besonders „objektiv“ zu sein. Er erhebt diesen Anspruch ausdrücklich in den eigenen methodologischen Überlegungen. Zunächst heißt es, daß „Phänomene, die in den Wechselbeziehungen zwischen Organismen (...) auftreten“, sich „grundsätzlich und wesentlich von den Eigenschaften der beteiligten Einzelorganismen“ unterscheiden (21). Die bisherigen Versuche der Psychologie, menschliches Verhalten aus den „Eigenschaften“ zu erklären, basieren nach Watzlawicks Ansicht auf einer „monadischen Auffassung vom Individuum“ (21); damit stehe die Frage „nach dem *Wesen* der menschlichen Seele im Vordergrund“ (22). Berücksichtige man jedoch den Kontext, in den das Individuum stets eingebettet sei, dann verschiebe sich der Blickpunkt „von der künstlich isolierten Monade auf die *Beziehung* zwischen den Einzelelementen“ (22). Dies bedeutet: „Das Studium menschlichen Verhaltens wendet sich dann von unbeweisbaren Annahmen über die Natur des Psychischen den beobachtbaren Manifestationen menschlicher Beziehungen zu. Das Medium dieser Beziehungen ist die menschliche Kommunikation“ (22). Die drei entscheidenden methodischen Gesichtspunkte in diesen Ausführungen sind: 1. die Bedeutung des Kontextes, 2. das Kriterium der Beobachtbarkeit und 3. die Verwendung „unbeweisbarer Annahmen“. Seinen vordergründigen Sinn gewinnt das Kriterium der Beobachtbarkeit aus der Bestimmung, daß Verhalten und Beobachtung in methodologischer Hinsicht korrelative Begriffe darstellen. „Wir können Verhalten beobachten – das, was der Organismus tut und sagt.“²⁶ Soweit Watson, der Stammvater des orthodoxen Behaviorismus. Seine tiefere methodologische Bedeutung im Rahmen des Behaviorismus und Empirismus erhält dieses Kriterium dadurch, daß nur beobachtbare Tatbestände Gegenstand einer wirklich wissenschaftlichen Beschäftigung sein können. Die Polemik gegen die „ältere“ introspektive Psychologie zeigt deutlich, daß Watzlawick Beobachtbarkeit in diesem Sinn versteht.

Nimmt man Watzlawick beim Wort, dann darf in einer wahrhaft objektiven wissenschaftlichen Theorie kein Begriff, keine Aussage vorkommen, die nicht durch Beobachtung belegt sind. Das Problem stellt sich, wie denn überhaupt zu einer Theorie zu gelangen ist, ohne bei der protokollarischen Wiedergabe singulärer Tatbestände stehen zu bleiben. Experimentell löst Watzlawick dieses Problem, indem er nicht das „isolierte Individuum“, sondern das Individuum „in seinen Beziehungen“ beobachtet; theoretisch, indem er in scheinradikaler Manier nicht nur „unbeweisbare Annahmen“, sondern Begriffe überhaupt abschafft und damit eine rein objektive begriffslose „formale“ Theorie – eben jenen „Kalkül“ – erhält. Die schwierige methodologische und forschungslogische Problematik empirischer Wissenschaften wird von Watzlawick auf einfachste Weise so „gelöst“, daß er den Unterschied zwischen empirischen Aussagen und formalen Systemen einfach nicht zur Kenntnis nimmt. Der Angelpunkt dieses Geniestreichs ist der Begriff des Verhaltens selbst: auf der empirischen Ebene ist er das Korrelat zur Beobachtbarkeit („behavior“), auf der formalen Ebene wird er als Verhältnis („relation“) im rein formalmathematischen Sinn begriffen. Und damit beides dasselbe sein soll, dafür sorgt die Bedingung, daß die Individuen in ihren „Wechselbeziehungen“ – ihr Verhalten in ihren Verhältnissen – zu

studieren selten. Watzlawick bringt so das Kunststück fertig, strikteste behavioristische Methode und formal-deduktive Theorie bruchlos miteinander zu verquicken: Konkretem Verhalten wird einerseits dieselbe formale Natur unterstellt wie einem formalen Kalkül, formale Theorie ist andererseits eine Frage der Sinneswahrnehmung. Man denke nur an seinen Vorschlag, ein theoretisches Gebilde wie einen Kalkül mithilfe empirischer Beobachtung zu ermitteln. Es ist, als wollte man astronomische Formeln mit dem Fernrohr suchen.

Indem Watzlawick sämtliche Begriffe aus seiner Theorie verbannt und seinen Beobachtungsgegenstand, das menschliche Verhalten, als formales Objekt definiert, verzichtet er bewußt auf den Begriff der wissenschaftlichen Erklärung („...so ist unser Anliegen doch nicht ein Erklären, schon gar nicht ein kausalgenetisches“ [44]). Für ihn ist dies ein Vorteil, denn jede Erklärung stützt sich auf begriffliche „Reifikationen“ (ist also – in der Sprache des Positivismus – „metaphysisch“). Das Paradoxon vom sich theoretisch selbst bestimmenden Verhalten wird ontologisch umgedeutet: „Die Regeln der menschlichen Kommunikation ‚erklären‘ nichts, sie sind vielmehr evident durch ihr Sosein, sind ihre eigene beste Erklärung – ähnlich wie die Primzahlen *sind*, aber nichts im eigentlichen Sinn erklären“ (44). Watzlawick macht es sich noch einfacher als die Positivisten alter Schule. Regeln erklären freilich nichts, sie treiben aber auch keine Wissenschaft; bereits die Formulierung einer Beobachtung und noch vielmehr die Darstellung einer Regel enthalten Momente der Erklärung in sich⁷⁷. Watzlawicks „Anliegen“ ist es leider nicht, den Regelbegriff näher zu erläutern. Die Wendung gegen „reifizierende“ Erklärungen, der Anspruch auf Objektivität mit Berufung auf „Evidenz“ und „Sosein“ sind vielmehr dazu angetan, erkenntnistheoretische Probleme aufzulösen, indem sie in die Ebene der Existenz verlagert werden. Die angebliche Objektivität entpuppt sich als eine mystische Ontologie des Formalen, die die wichtigen und schwierigen Probleme trivialisiert, die mit der erkenntnismäßigen Würdigung formaler Theorien gestellt sind.

*

Die Deutung des Reiz-Reaktions-Schemas als formal-deduktives System und die gleichzeitige paradoxe Selbstinterpretation dieses Schemas im äquivalenten Kommunikationsbegriff bilden die Grundlage für den Kern von Watzlawicks Kommunikationspathologie: für die „pragmatische Paradoxie“. Das Modell dieser „Paradoxie“ – sie ist populärer unter der Bezeichnung „Doppelbindung“ oder „Beziehungsfalle“ – bildet nach Watzlawick eine „Mitteilung, die a.) etwas aussagt, b.) etwas über ihre eigene Aussage aussagt und c.) so zusammengesetzt ist, daß diese beiden Aussagen einander negieren bzw. unvereinbar sind“ (196). Prototypisch für solche Mitteilungen sind Aufforderungen⁷⁸ vom Typ „Sei spontan!“ oder „Du sollst mich lieben!“: „Diese Art von Aufforderung versetzt den Empfänger in eine unhaltbare Situation, da er, um ihr nachzukommen, spontan in einem Kontext von Gehorsam, von Befolgung, also von Nichtspontanität, sein müßte“ (184). Hier wird etwas „Mitteilung“ genannt, was im „zweiten pragmatischen Axiom“ „Kommunikation“ heißt. Eine Kommunikation besteht dort aus einem Inhalts- und einem Beziehungsaspekt, aus einer Information 1 („Inhalt“) und einer Information 2 („Definition der Beziehung“); Informa-

tion 2 gibt an, wie Information 1 aufzufassen ist. Die Aussage a entspricht der Information 1 („du bist spontan“), die Aussage b der Information 2; letztere ist die Aufforderung als pragmatische Modalität selbst, in unserem Beispiel realisiert in der sprachlichen Form des Imperativs. Watzlawick konstruiert die „pragmatische Paradoxie“ in Analogie zur semantischen Antinomie. Eine solche entsteht bekanntlich dann, wenn in einer Aussage unter Mißachtung der semantischen Stufen über ihren eigenen Wahrheitswert befunden wird, so daß kontradiktorische Aussagen deduziert werden können. Bekanntes Beispiel einer solchen Antinomie ist die „kretische“: „Ich lüge“: Lügt der Kreter, dann sagt er die Wahrheit, sagt er aber die Wahrheit, dann lügt er. Doch auch diese Analogie ist, wie so oft in Watzlawicks Buch, brüchig. Eine Paradoxie bzw. Antinomie (der genaue Unterschied kann hier vernachlässigt werden) ist ein kontradiktorischer Widerspruch, der durch folgerichtige Ableitung aus wahren (und nicht, wie Watzlawick meint, aus „widerspruchsfreien“ [171]²⁹) Prämissen entsteht. Die Interpretation einer Aufforderung als „Paradoxie“ impliziert, daß der Aufforderung der Charakter einer Aussage zugesprochen wird; sie müßte mit Wahrheitswerten belegbar sein. Es ist trivial, daß Aufforderungen keine Wahrheitswerte zukommen; ein Befehl kann scharf, unsinnig, widersprüchlich sein, niemals aber wahr oder falsch³⁰. Eine „pragmatische Paradoxie“ im definierten Sinn gibt es nicht, auch wenn Watzlawick aus der Aufforderung „Sei spontan!“ zwei Aussagen destilliert.

Watzlawicks Beweisverfahren für die Existenz von „pragmatischen Paradoxien“ ist eigener Art. Er geht aus von der angeblichen Antinomie³¹ vom Kompaniebarbier, dem befohlen wird, alle Männer der Kompanie zu rasieren, die sich nicht selbst rasieren. Mit der richtigen Erklärung Reichenbachs, daß es einen Kompaniebarbier, der alle Männer der Kompanie rasiert, die sich nicht selbst rasieren, im so „definierten Sinn nicht geben kann“, möchte sich Watzlawick nicht zufriedengeben: „Denn es besteht letztlich kein Grund, weshalb ein solcher Befehl, ungeachtet seiner logischen Absurdität, nicht tatsächlich gegeben werden kann“ (178 f.). Und: „Während also vom rein logischen Gesichtspunkt der Befehl des Hauptmanns sinnlos ist und es den Barbier angeblich (!) nicht geben kann, sehen die Dinge im wirklichen Leben ganz anders aus“ (179). Die Argumentation läuft darauf hinaus, daß es den Barbier doch geben kann, nur weil es möglich ist, daß ein blödsinniger Offizier einem Kompaniebarbier einen solchen unsinnigen Befehl erteilt. Ganz offensichtlich wird hier die Tatsache, daß ein solcher Befehl erteilt werden kann, gleichgesetzt mit dem im Befehl definierten „Sachverhalt“. Von der Aussage „Es existiert ein Kompaniebarbier, der alle Männer der Kompanie rasiert, die sich nicht selbst rasieren“ läßt sich metasprachlich sagen, daß sie wegen der in ihr enthaltenen Widersprüchlichkeit keinem wahren Sachverhalt entsprechen kann. Von ihr ist die Aussage „Es gibt einen Offizier, der diesen Befehl erteilt“ streng zu unterscheiden. Eine Aussage wird nicht deshalb wahr, weil man sie ausspricht oder gar in einem Befehl verpackt. Dagegen besteht die Realität einer Aussage (des Bezeichnenden!) in ihrer Formulierung; sie hat mit der Wahrheit der Aussage, die von der Existenz des Bezeichneten abhängt und sich gegebenenfalls überprüfen läßt, nichts zu tun.

Der logische Fehler Watzlawicks besteht darin, daß er die Gültigkeit von Aufforderungen mit der Wahrheit von Aussagen identifiziert. Nun sind Watzlawicks Beispiele zur Illustration seiner eigenen Intentionen insofern schlecht gewählt, als der pragmatische Modus sprachlich realisiert ist. Nach Watzlawicks eigener Theorie aber wird der Beziehungsaspekt – und um nichts anderes handelt es sich hier – in der Regel „analog“ kommuniziert (64). Wir verzichten hier auf den Nachweis, daß Watzlawick die nachrichten- bzw. computertechnischen Begriffe „analog“ und „digital“ in seiner Charakterisierung der „Kommunikationsmodalitäten“ illegitim verwendet. Wesentlich in diesem Zusammenhang ist lediglich, daß die „analoge“ Kommunikation eben jenes wechselseitige Verhalten ist, wie es beispielsweise in den Schlüsselreizen der Stichelingsbalz vorliegt. Watzlawick selbst betont, daß die „analoge“ Kommunikation „archaisch“ und älter sei als die „digitale“ Kommunikationsform (gemeint ist die Sprache), daß wir sie „von unseren tierischen Vorfahren übernommen haben“ (63). Man kann die einzelnen Verhaltensweisen der Stichelingsbalz als Signale in einem engen Sinn auffassen, als Signale, die nur verhaltenssteuernde Funktion haben. Solche Signale sind keine Zeichen im eigentlichen Sinn; sie denotieren keine Objekte, haben, in der Terminologie von K. Bühler, in Bezug auf den Sender „Symptom-“ („Ausdrucks-“), in Bezug auf den Empfänger „Signal-“ („Appell“-)funktion“, aber keinerlei „Darstellungsfunktion“. Das Modell der Schlüsselreize ist nichts anderes als die wechselseitige Verzahnung von Verhaltensweisen, die Symptom- und Signalfunktion gleichzeitig haben; Watzlawick sagt dasselbe, wenn er hervorhebt, daß eine Reaktion in solch wechselseitigen Beziehungen zugleich ein Reiz und ein Reiz zugleich eine Reaktion darstellen²⁷. Wenn aber schon eine sprachliche Aufforderung nichts ist, dem ein Wahrheitswert zukommen kann, so ist dies bei solchen Signalen noch viel weniger der Fall. Hier wird der „methodische“ Stellenwert des Begriffs „Kalkül“ im Rahmen von Watzlawicks Theoriegebäude besonders deutlich: die Bezeichnung eines Systems von Reiz-Reaktions-Folgen als „Kalkül“ münzt eine *Aufeinanderfolge* von Zuständen in eine logische *Auseinanderfolge* (Deduktion) von Aussagen um.

Die Interpretation des Reiz-Reaktions-Schemas als logische Deduktion führt in der Begriffsentfaltung der „pragmatischen Paradoxie“ dazu, daß die Gültigkeit von Aufforderungen mit der Wahrheit von Aussagen vermengt wird. Dieser Fehler ist von ideologischer Relevanz. Er läuft auf die pragmatische Formel „Wahr ist, was (als wahr) gilt“ hinaus, wobei die Frage, worin diese Gültigkeit begründet ist – in der absoluten Befehlsgewalt des Offiziers oder, wie dies Habermas neuerdings versucht, „demokratisch“ in einem hergestellten Konsensus²⁸ – offen bleibt. Dagegen ist festzuhalten, daß sich Wahrheit weder aushandeln noch befehlen läßt. Nun könnte man sich den Fall denken, daß der Empfänger eines widersinnigen Befehls der „pragmatischen Paradoxie“ ebenso „pragmatisch“ entkommt, wie er in sie hineingeraten ist, indem er die Gültigkeit dieses Befehls kurzerhand aufhebt. An diese Möglichkeit hat Watzlawick gedacht: „Der Empfänger dieser Mitteilung kann der durch sie hergestellten Beziehungsstruktur nicht dadurch entgegen, daß er entweder über sie metakommuniziert (sie kommentiert) oder sich aus der Beziehung zurückzieht. Obwohl also die Mitteilung logisch

sinnlos ist, ist sie eine pragmatische Realität (. . .)" (196). Man hat daraus den Schluß gezogen, man müsse die Menschen, um ihnen Emanzipation zu ermöglichen, zur „Metakommunikation“ befähigen. Dies ist politisch ebenso einseitig wie theoretisch falsch. Übersehen wird dabei, daß das Problem, was als wahr gilt, zumal in Klassengesellschaften keine Frage intellektueller Fähigkeiten ist²⁴. In solcher Argumentation reproduziert man bloß den Fehler Watzlawicks. Es handelt sich – und darauf muß nachdrücklich bestanden werden – um ein theoretisches und nicht um ein „pragmatisches“ Problem (was man selbstverständlich theoretisch erörtern kann); dieses Problem stellt sich nicht in der Gegebenheit, Gültigkeit oder Ungültigkeit des Befehls, sondern in der Interpretation der daraus entstehenden Situation als „pragmatische Paradoxie“. Das theoretische Problem löst sich, wenn man erkennt, daß Aufforderungen keine Wahrheitswerte zukommen; man braucht im übrigen diese Erkenntnis keineswegs zu „metakommunizieren“, um sie zu haben. Mit der Lösung dieses Problems fällt freilich Watzlawicks kunstvolles Theoriegebäude zusammen; als „pragmatische Realität“ bleibt keine „Paradoxie“ zurück, es bleiben höchstens Menschen, die zusammen mit Watzlawick diese „Realität“ als „Paradoxie“ interpretieren.

★

Stichlinge haben keine Kommunikationsprobleme, da sie ausschließlich „analog“ kommunizieren und die Möglichkeit, sich „nicht nicht zu verhalten“, gar nicht erst „kommunizieren“ können. Menschen hingegen haben das Pech, auf der „analogen“ und der „digitalen“ Ebene zugleich miteinander zu kommunizieren. Dies ist in Watzlawicks Theorie ihr großes existentielles Dilemma, da diese beiden Ebenen ineinander unübersetzbar sind. Nur so kommt es, daß in einer „Mitteilung“ zwei kontradiktorische „Aussagen“ mit demselben Gültigkeitsstatus enthalten sein können. Die objektiven Gegebenheiten der menschlichen Kommunikation sind die objektiven Gegebenheiten der „pragmatischen Paradoxie“. Es würde sich leicht zeigen lassen, daß sich letztere entsprechend Watzlawicks Ansatz nicht vermeiden lassen, auch wenn man zur „Metakommunikation“ fähig sein sollte. Watzlawick ist in diesem Punkt konsequenter als seine Rezipienten: dem Phänomen der Paradoxie kann man nicht im rationalen und „herrschaftsfreien“ Diskurs begegnen; man schlägt es mit seinen eigenen Mitteln: mit der „Gegenparadoxie“ („Symptomverschreibung“) (222 ff., Lö. 111).

Notwendiger Bestandteil der Watzlawickschen Kommunikationstheorie ist eine extensive Auslegung der These von der Arbitrarität sprachlicher Zeichen. Sprachliche Zeichen sind dadurch gekennzeichnet, daß die Beziehung zwischen Wort und Objekt, zwischen Zeichen und Bezeichnetem, „eine rein zufällige oder willkürliche“ ist (62). Für Watzlawick ist das sprachliche Zeichen damit vollständig bestimmt. Tatsächlich spricht er von der Bezeichnungsrelation und identifiziert mit ihr – ein Grundfehler eines jeden Konventionalismus – das Wesen der Bedeutung²⁵. Bedeutungen sind nach diesem Konzept ebenso willkürlich wie subjektiv; deshalb steht für Watzlawick fest, daß die im sprachlichen Zeichen zum Ausdruck gelangenden Bedeutungen das, was gemeinhin „Wirklichkeit“ genannt wird, geistig erschaffen. Eine objektive Wirklichkeit unabhängig von den Menschen gibt es – zumin-

dest als Gegenstand der Erkenntnis – nicht; „unsere subjektive Erfahrung der Welt“ ist „die einzige Wirklichkeit, über die wir etwas aussagen können“ (LÖ, 37). Es gibt nur das „Bild der ‚Wirklichkeit‘“: „Wirklich ist, was eine genügend große Zahl von Menschen wirklich zu *nennen* übereingekommen ist – nur ist die Tatsache des Nennens (also das Zuschreiben von Sinn und Wert [. . .]) längst vergessen, die übereingekommene Definition wird reifiziert (das heißt verdinglicht) und wird so schließlich als jene objektive Wirklichkeit ‚dort draußen‘ erlebt (. . .).“ (LÖ, 120) Der darin stekende relativistische Wahrheitsbegriff bringt alle empirischen Aussagen auf subjektive, aber gleichwertige „Meinungen“ zurück. Diese „pragmatische Toleranz“ ist freilich nur scheinbar und enthält einen „Appell an die Gewalt“²⁶, da auch der Beweis der Wahrheit „pragmatisch“ – als Durchsetzen von Meinungen, gleich mit welchen Mitteln – geführt werden kann. Die Wirklichkeit, so Watzlawicks neueste Erkenntnis, ist „sogenannt“ und „das Ergebnis von Kommunikation“ (WWW, 7). Sie hat damit denselben kategorialen Status wie die „pragmatische Paradoxie“. Innerhalb dieses Rahmens erfolgt die populär gewordene Bestimmung der „Schizophrenie als einer spezifischen Kommunikationsstruktur“ (199). Ihre Spezifik besteht darin, daß das „Ergebnis der Kommunikation“, die „Wirklichkeit“, paradox ist. Die Welt scheint nicht paradox, sie *ist* es.

Watzlawicks Konstitution der „Wirklichkeit“ als das Ergebnis einer subjektiven „Wahl“ (244) ist die notwendige, nicht hinreichende Bedingung seiner Kommunikationspathologie. Hinzukommen muß die paradoxe Struktur dieser „Wirklichkeit“. Man hat gelegentlich als Symptome der Schizophrenie eine „Wandelbarkeit der Begriffe“ wie beim „magischen Denken“ und „Metaphorismus“ bzw. „Symbolismus“²⁷ festgestellt: der Schizophrene nimmt die Metapher für die Wirklichkeit, Begriffe (bzw. die Zeichen, die die Begriffe ausdrücken) und die Dinge der Realität sind für ihn gleich „wirklich“. In der systematischen Vermengung von Bezeichnung und Bezeichnetem reproduziert Watzlawick dieses Syndrom und erhält – theoretisch – seine Paradoxien. Das Ergebnis ist weniger eine Theorie der Schizophrenie als eine schizophrene Theorie.

★

An dieser Stelle sei dem Gesellschaftsbegriff, der Watzlawicks Theorie inhärent ist, wenigstens Erwähnung getan. Für Watzlawick besteht kein Zweifel, daß die „zwischenpersönlichen Beziehungen“, deren „Medium“ die Kommunikation ist, den „gesellschaftlichen Nexus“ (239) der Menschen darstellen. Gesellschaft ließe sich demnach auf die Formel jenes „Kalkül“ genannten „natürlichen Code“ bringen, und dies auf der empirischen Basis von Reiz und Reaktion.

Soweit unterscheidet sich Gesellschaft nicht kategorial von der Stichlingsbalz. Problematisch wird die menschliche Gesellschaft durch die Existenz der spezifisch menschlichen Kommunikationsmodalität, der Sprache: das subjektive Prinzip der „digitalen“ Kommunikation steht dem objektiven Prinzip der „analogen“ Kommunikation antagonistisch entgegen. Um Gesellschaft dennoch zu ermöglichen, muß eine Disziplinierung dieses subjektiven Prinzips stattfinden: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ein

großer Teil des Sozialisierungsprozesses eines Kindes darin liegt, ihm beizubringen, was es *nicht* hören, denken, fühlen oder sagen darf. Ohne sehr klare Regeln dafür, was außerhalb bleiben muß, wäre soziale Ordnung genauso unmöglich wie in einer Gesellschaft, die es unterließe, ihren Mitgliedern zu lehren, wessen sie bewußt sein und worüber sie kommunizieren dürfen.“ (Lö, 62) Diese Regeln bestimmen somit, was als „wirklich“ und also als „wahr“ zu gelten hat. Die grammatisch-logische Konstruktion des zuletzt angeführten Satzes Watzlawicks ist ein getreues Abbild seiner Denkweise. Gehört nun, so muß man sich fragen, Watzlawicks Erkenntnis über die Gesellschaft zum Erlaubten oder Unerlaubten? Ist nämlich diese Erkenntnis in einer Gesellschaft erlaubt, dann stellt sich diese Gesellschaft konsequenterweise selbst in Frage. Ist sie aber nicht erlaubt, dann befinden sich Watzlawick und seine Theorie (und seine Leser) außerhalb der Gesellschaft, wie immer dies auch zugehen mag. Watzlawick bringt es fertig, den Begriff der Wirklichkeit als konstitutiv für die Möglichkeit von Gesellschaft überhaupt und gleichzeitig als das Ergebnis einer Art „Zensur“ (Lö, 62) und damit als nur „sogenannt“ zu bestimmen; um Gesellschaft auf den Begriff zu bringen, muß ihr das entzogen werden, was für sie konstitutiv ist. Watzlawick liebt Paradoxien, und es wäre in der Tat verwunderlich, wenn man sie nicht auch in seinem Begriff von Gesellschaft wiederfinden könnte.

Derlei Produktion von Widersinn ist alles andere als Spielerei; sie reflektiert vielmehr präzise Watzlawicks ideologischen Standort. De facto teilt er die Mitglieder der Gesellschaft in zwei Klassen: In die Klasse derjenigen, die auf diese Wirklichkeit verpflichtet sind und naiv an sie glauben, und in die Klasse derjenigen, die durchschaut haben, daß der Begriff der Wirklichkeit selbst eine „Reflexion“ ist. Für diese zweite Klasse ist das Bestehen der vorhandenen Gesellschaftsordnung dadurch legitimiert, daß die erste Klasse diese Gesellschaft aufgrund ihrer Wirklichkeitsvorstellung so und nicht anders braucht: die Ordnung, so wie sie ist, ist ihre eigene Legitimation. Diese Klasseneinteilung ist nicht nur eine logische. Die zweite Klasse von Menschen ist natürlich die intellektuelle Elite: sie hat die geistige Freiheit, sich von der vorgegebenen Wirklichkeitsauffassung zu distanzieren, weil es ja die Wirklichkeit so gar nicht gibt; sie wird gerade deshalb aus Einsicht in die „pragmatische“ Notwendigkeit die vorgegebenen Regeln akzeptieren. In den westlichen Demokratien herrscht diese „Freiheit“; ideal wären diese Gesellschaftsordnungen in Watzlawicks Augen, wenn sie in der Durchsetzung ihrer Regeln nicht zu lasch wären. Sie sind zu lasch, weil sie sich mit „Utopisten“ (es sind Kranke, vom „Utopie-Syndrom Befallene“ (Lö, 73)) überhaupt auf eine Diskussion einlassen über den *Sinn* der Regeln, sich also einen „Rahmen“ aufzwingen lassen, den es von Watzlawicks höherem Standort aus gar nicht gibt: die Regeln sind – als reine Ordnungsstruktur – zwar notwendig, aber gerade deshalb als solche sinnlos. „Diktaturen“ (gemeint sind in erster Linie die sozialistischen Staaten, in denen nach seiner Auffassung Orwells Zustände von 1984 herrschen) wirft er vor, daß sie nicht nur auf die Einhaltung der Regeln und Gesetze bedacht sind (wie dies jede Ordnung tun muß), sondern versuchen, auch bei der intellektuellen Elite „die Gedanken, Ansichten und Wertbilder ihrer Staatsbürger zu ändern und zu verbessern“ (Lö, 90).

Gesellschaftlicher Wandel kennt nach Watzlawick nur ein Gesetz: Spontaneität. Jeder bewußte Versuch, gesellschaftliche Zustände zu verändern, ist krankhaft-utopisch und führt, da er von einem „reflezierten“ Wirklichkeitsbegriff und damit von falschen Voraussetzungen ausgeht und da *eine* Wirklichkeitsauffassung *allen* (auch der Elite) aufgezwungen werden soll, in die geistige Unfreiheit. Watzlawicks Gesellschaftsbegriff ist ein Musterbeispiel dafür, wie radikaler Konservatismus sich heutzutage als Hüter liberalen Gedankenguts aufspielt: die Bewahrung der bestehenden Ordnung mit allen Mitteln wird aus dem Prinzip der geistigen Freiheit begründet, und umgekehrt: das Antasten der bestehenden Ordnung auch nur in Gedanken wird als Angriff auf die Freiheit des Geistes diffamiert.

*

Wir kommen auf die eingangs gestellte Frage zurück: Was macht diese Theorie, deren Aussagen sich in der Wahlpropaganda konservativer Parteien wiederfinden, für Intellektuelle und auch für Teile der „undogmatischen Linken“ so überaus interessant? Wir meinen, daß der Grund hierfür nicht in irgendeinem, und sei es auch nur „technokratischen“ Erkenntniszuwachs zu suchen ist, sondern in der Tatsache, daß Watzlawick in seiner Theorie im Medium eines aktuellen Gegenstandes den alten Topos von der „paradoxen Welt“ restauriert. Dieser Topos gehört zum festen Bestand intellektueller Selbstdeutung.

Gustav René Hocke hat diesen Topos in Kunst und Literatur als zentrale Denkfigur einer als „manieristisch“ bezeichneten Tradition aufgewiesen. Man kann ihn als die konzise Metapher des Weltverständnisses des „problematischen“ oder überhaupt des „modernen Menschen“ deuten, dem die „Welt als Labyrinth“ erscheint³⁸, weil er „das Irrationale der Natur durch das Rationale des Kalküls zu überwinden“ trachtet und dennoch „in solch artifiziiellen Ordnungen (...) die Wunderbarkeit des unauflösbar Widersprüchlichen erhalten“ will³⁹; man kann ihn als das Ergebnis des scharfsichtigen Versuchs ansehen, das „Rätsel-Wesen Mensch handelnd und denkend, in seinem So-Sein alle ‚konkreten‘ Phänomene transzendierend“, als die „Mitte“ der „Unendlichkeit“ zu fassen⁴⁰. Solche Deutungen, deren Jargon Watzlawick nicht unbekannt ist, laufen immer Gefahr, den ideologischen Gehalt des Gedeuteten bloß zu verdoppeln. Wodurch wird die Welt zum „Labyrinth“, zur ausweglosen Situation, in der jede Orientierung versagt? Der Gehalt des Topos von der „paradoxen Welt“ liegt darin, daß hier die Vernunft sich in ihrem eigenen Medium, dem rationalen richtigen Denken, mit ihren eigenen Mitteln widerlegt. Das rationale Denken führt implizit den Beweis, daß das aufklärerische und emanzipatorische Prinzip „Vernunft“ der Welt, so wie sie einmal ist, inadäquat ist. Irrationalität ergibt sich als letzte und strenge Konsequenz aus dem Prinzip des rationalen Denkens.

Eine Sozialgeschichte dieses Topos würde es erlauben, den ideologischen Gehalt nicht bloß zu verdoppeln, sondern aus den realen Zusammenhängen zu erklären. Eine solche Sozialgeschichte ist ein Desiderat. Ihr müßte es gelingen, den Zirkel von „paradoxe Welt“ und „problematischem Menschen“ aufzulösen und als ideologische Selbstdeutung einer bestimmten gesell-

schaftlichen Schicht unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen zu erfassen. Sicher dürfte sein, daß der Topos zum Inventar des spezialisierten Kopfarbeiters gehört, dessen Welt- und Selbstverständnis unter dem Eindruck realer gesellschaftlicher Erfahrung „aus den Fugen“ gerät, der aber unfähig ist, eine neue reale Perspektive zu gewinnen. Analoges ist im übrigen für den Schizophrenen bekannt⁴¹. Seinen geistigen Ort hat dieser Topos im Rahmen des neuzeitlichen Subjektivismus, zuletzt und extensiv in der existenzialistischen Philosophie, wo er unter der Vorstellung des „Absurden“ firmiert⁴². In ihm kommt die Problematik einer sich selbst reflektierenden äußersten Subjektivität zum Ausdruck. Kennzeichen und Grundbedingung dieser Subjektivität ist die „Hypostasierung des Unmittelbaren“⁴³. In ihrer Folge entsteht ein dichotomischer Gegensatz von Individuum und Gesellschaft einerseits, von Handeln und Denken andererseits. Gesellschaft wird als Zwang begriffen, der das Subjekt in seinem Selbst-Sein „von außen her“ einschränkt; die moderne Soziologie hat dieses Konstrukt in der „Rollen- theorie“ zur analytischen Kategorie erhoben⁴⁴. Dieser „pragmatischen“ Einschränkung des „freien“ Individuums entspricht die „Entfremdung“ durch die Reflexion, die immer auch Selbstreflexion ist: sie beraubt das Individuum seiner natürlichen Unmittelbarkeit, seiner „Unschuld“ und „Grazie“, um in der Terminologie des ästhetischen Klassizismus zu reden. Je weniger die historisch-gesellschaftliche Entwicklung nach dem Aufstieg des Bürgertums sich mit der postulierten Vernunft vereinbaren läßt, desto stärker treten diese subjektiven und schließlich irrationalen Elemente eines als frei und unabhängig konzipierten Individuums als realitätsflüchtige Ideologie hervor. Ihre Kultivierung (beispielsweise in der Fundierung jeglicher Kreativität im Irrationalen) gehört nachgerade zur sozialen Attitüde einer sich selbst als „freeschwebend“ begreifenden Intelligenz.

Das Dilemma dieses selbstreflexiven Subjektivismus besteht darin, daß er seiner Grundbedingung, der Unmittelbarkeit, verlustig geht, sobald und weil er sie auf den Begriff bringt⁴⁵. Watzlawicks „Sel-spontan-Paradoxie“ ist die genaue Darstellung dieses Dilemmas; man könnte in ihr nachgerade *die* formelhafte „paradoxe“ Aufforderung sehen, die ein „unglückliches“ Bewußtsein seit nunmehr zwei Jahrhunderten an sich stellen muß und gerade darin den Grund seines Leidens erfährt.

*

Der Rückblick auf die Studentenbewegung, auf ihren Spontaneismus und ihr Interesse am „objektiven Faktor Subjektivität“, zeigt, daß das Problem der subjektiven Unmittelbarkeit in weiten Teilen der Intelligenz ideologisch und sozialpsychologisch so virulent war wie eh und je, daß aber die überkommene theoretische und philosophische Behandlung als unzureichend empfunden wurde. Im Zuge der Marx-Rezeption hatte man den gesellschaftlichen Charakter des menschlichen Individuums und Bewußtseins zur Kenntnis genommen; man hatte gelernt, daß die ideellen Produkte und selbst die emotionale Struktur in den realen Produktionsverhältnissen ihren letzten Grund haben. Nach wie vor fixiert auf die Probleme der eigenen Emotionalität – und darin zeigt sich der Primat der subjektivistischen Perspektive – versuchte man im Anschluß daran, Psychologie und marxistische

Gesellschaftstheorie miteinander zu verbinden in der Annahme, beide seien im Hinblick auf das Individuum unzureichend, so daß sie durcheinander zu ergänzen seien. Das Resultat war meist keine marxistische Psychologie, sondern eine eklektizistische Individualpsychologie⁴⁵.

Im Rahmen solcher Bemühungen ist die Rezeption von Watzlawicks Kommunikationstheorie zu begreifen. Durch die Zurückweisung der „monadischen Auffassung vom Individuum“ scheint sie eine Brücke zu schlagen zwischen emotionaler „Selbsterfahrung“ und „Gesellschaft“. Mit der Feststellung, daß das Individuum in seinen konkreten Beziehungen, den Kommunikationsbeziehungen nämlich, existiert, glaubt man, den gesellschaftlichen Charakter des Menschen – Watzlawicks „gesellschaftlicher Nexus“ – in den Griff bekommen zu haben. Dabei werden in einem Kurzschluß die jeweils empirisch erfahrenen Beziehungen der Individuen zueinander mit den objektiven gesellschaftlichen Beziehungen gleichgesetzt. Die Frage nach dem empirischen Individuum scheint damit von vornherein eine „gesellschaftliche“. Gesellschaft wird für den Einzelnen direkt und vollständig durch bloße Erfahrung in der Sphäre der Unmittelbarkeit, ohne die Anstrengung begrifflich-abstrakten Denkens erschlossen. Die entsprechende populäre Praxis ist eine Gruppendynamik, die als Selbsterfahrung gleichzeitig Erfahrung von Gesellschaft sein will.

In Wirklichkeit leistet Watzlawicks Theorie diese Vermittlung nicht, weil sie den ideologischen Gehalt der subjektivistischen Selbstreflexion reproduziert, und dadurch gerade nicht, wie die angestrebte kritische Theorie dies tun müßte, als solchen kenntlich macht: sie verlagert zwar den Topos von der „paradoxen Welt“ und das sich darin artikulierende Bewußtsein in die pragmatisch begriffene Ebene der Intersubjektivität, konserviert aber den ideologischen Gehalt. An die Stelle der Gesellschaft tritt in Wirklichkeit die Intersubjektivität; nicht die Arbeit als gesellschaftliche Tätigkeit „ist die erste Grundbedingung alles menschlichen Lebens“⁴⁷, sondern Kommunikation und Interaktion. Gesellschaftstheorie und -kritik gehen auf in „Metakommunikation“.

Die emotionalen Zwänge, die subjektivistisch im Topos der „paradoxen Welt“ interpretiert werden, werden auf diese Weise vermittlunglos aus der Gesellschaftsstruktur deduziert. Die alte Vermutung, daß Kapitalismus krank mache, bestätigt sich; die Krankheit läßt sich in der Analyse der „kapitalistischen“ Kommunikationsstrukturen aufweisen. Psychische Pathologien werden als die konkreten Erscheinungsweise der „Entfremdung“ interpretiert⁴⁸. Die lückenlose Herleitung der Schizophrenie über die Kategorie der Kommunikation impliziert, daß Schizophrenie im Grunde das angemessene Verhalten in einer solchen Gesellschaft darstellt: Die subjektive Auflösung der Wirklichkeit hat objektiven Charakter. Deshalb lautet jetzt die Frage: „Wie aber kann man erklären, daß nicht alle verrückt werden?“⁴⁹

In dieser Frage verrät sich geheime Wahlverwandtschaft. Im Schizophrenen erkennt sich der Intellektuelle wieder. Der Schizophrene ist – Watzlawick betont dies – ein scharfsinniger Logiker, ein Analytiker, der die logisch paradoxe Struktur der ihn umgebenden Welt erkennt; gerade aber weil er schärfer sieht als andere, weiß er sich auch als das Opfer der Situation. Es ist das Selbstverständnis des „problematischen“ oder „absurden Menschen“

existentialistischer Provenienz. In dieser Hinsicht sind Watzlawicks Bücher doch etwas wert: Als Theorie der Wirklichkeitsauflösung liefern sie ein genaues Portrait intellektueller Innerlichkeit, deren einziges und fortgesetztes Problem sie selbst ist.

Anmerkungen

- 1 Bern – Stuttgart – Wien 1969.
- 2 Watzlawick, Paul, John H. Weakland, Richard Fisch: *Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels*. Bern – Stuttgart – Wien 1974.
- Watzlawick, Paul: *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn – Täuschung – Verstehen*. München – Zürich 1976.
- Die im Text in Klammer gesetzten Seitenangaben beziehen sich in der Regel auf „Menschliche Kommunikation“. Zitate aus „Lösungen“ sind zusätzlich durch „(Ld)“, aus „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“ durch „(WWW)“ gekennzeichnet.
- 3 Schüleln, Johann August: *Das neue Interesse an der Subjektivität*. – In: *Leviathan* 1/76, S. 53–78; dieses Zitat S. 60.
- 4 zur Lippe, Rudolf: *Objektiver Faktor Subjektivität*. – In: *KURSBUCH 35* (1974), S. 1–35; dieses Zitat S. 12. – Eine ähnliche Kritik wie Schüleln liefert zur Lippes Aufsatz „Ich-Psychologie ohne Ich. Watzlawicks psychiatrische Therapie als heimliche Gesellschaftstheorie und ihre bürgerlich-traditionelle Fundierung“. – In: zur Lippe, Rudolf: *Bürgerliche Subjektivität: Autonomie als Selbsterstörung*. Frankfurt/Main 1975.
- 5 Weizel, Manfred: *Widersprüche in der analytischen Wissenschaftstheorie*. – In: *DAS ARGUMENT* 88 (1974). S. 862–882; dieses Zitat S. 877.
- 6 So etwa Anton Leist in seiner Besprechung von „Menschliche Kommunikation“ in: *DAS ARGUMENT* 68 (1971), S. 855–858.
- 7 Diese Tendenz herrscht bei Kückler, Raimund und Siegfried Jäger: *Fast menschliche Kommunikation. Versuch einer kritischen aufhebung Watzlawicks et al. und zugleich ansätze zu einer exemplarischen kritik bürgerlicher wissenschaft*. – In: *Diskussion Deutsch*, H. 22, 1975, S. 173–189.
- 8 Schüleln, I. c., S. 73. – Ganz ähnlich argumentiert zur Lippe in den angeführten Publikationen.
- 9 Schüleln, I. c., S. 70.
- 10 Schüleln, I. c., S. 73.
- 11 Ziegler, Jürgen: *Kommunikation als paradoxer Mythos. Analyse und Kritik der Kommunikationstheorie Watzlawicks und ihrer didaktischen Verwertung*. Weinheim 1977.
- 12 Watzlawicks „Wie wirklich ist die Wirklichkeit“ sei, so der Klappentext, „im besten Sinne populärwissenschaftlich“.
- 13 Die Interpretation von „Gegenteil“ als „Gegensatz“ ist durchaus zulässig, da Watzlawick aus der zitierten Aussage eine andere ableitet, in der die logische Negation durch die Negationspartikel ausgedrückt ist („Man kann sich nicht *nicht* verhalten“).
- 14 Streng genommen kann von „Gegensatz“ oder „Widerspruch“ nur in Bezug auf Aussagen die Rede sein: der Gegensatz einer Aussage „p“ ist ihre Negation „~p“. Begriffe wären klassenlogisch zu behandeln. „Begriffe können – und das meint der Begriff des Widerspruchs von Begriffen – nur im Verhältnis einer Klasse zu ihrer Komplementärklasse stehen.“ (Klaus, Georg: *Moderne Logik*. Berlin 1972. S. 204) Am grundsätzlichen Einwand, den wir gegen Watzlawick erheben, ändert dieser Unterschied nichts, da der Ausdruck „Verhalten hat kein Gegenteil“ sich auch klassenlogisch ad absurdum führen läßt. (Vgl. Ziegler, *Kommunikation als paradoxer Mythos*, I. c., Kap. 1.7.)
- 15 Vgl. Segeth, Wolfgang: *Elementare Logik*. Berlin 1972, S. 7.
- 16 Beispiel: „Es gibt keinen Gott.“
- 17 Diese Aussage ist einfach falsch, da der Begriff und sein sprachlicher Ausdruck ja existieren.

18 Geläufiger ist es, wenn man in diesem Zusammenhang von der Unterscheidung von Sprache und Metasprache redet.

19 Habermas, Jürgen: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. – In: Habermas, Jürgen u. Niklas Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie? Frankfurt/Main 1971, S. 101–141; dieses Zitat S. 105.

20 Man kann sich dies verdeutlichen, wenn man auf Watzlawicks Gleichsetzung von „Kommunikation“ und „Verhalten“ zurückgreift. „Metakommunikation“ wäre logischerweise ein „Metaverhalten“, der Kommunikationsforscher würde sich demnach über Verhalten verhalten.

21 Bemerkenswert dieser „Schluß“ auf eine Regel, wo nur ein Satz vorher von „Rückschlüssen“ behauptet wurde, sie seien „bekanntlich“ von geringer Verlässlichkeit.

22 Nagel, Ernest u. James R. Newman: Der Gödelsche Beweis. Wien/München 1964, S. 31.

23 Morris, Charles William: Grundlagen der Zeichentheorie. München 1972, S. 24.

24 Wie definiert man eine Verhaltensweise, so daß sie immer als „a“ oder „b“ identifizierbar ist? Watzlawicks saloppe Formulierungen suggerieren, daß dieses Problem gar nicht besteht. Tatsächlich müßten, gemäß dem Ideal der „objektiven“ Beobachtung, die einzelnen Verhaltensweisen in sog. „Protokollsätzen“ beschrieben werden, etwa: „X bohrt in der Nase“ usw. „a“ und „b“ wären dann nur Abkürzungen für empirische Sätze, an deren formalen Beziehungen zueinander ernsthaft kein Interesse bestehen kann. Um aber eine Analogie zu physikalischen Formeln herzustellen, müßten die Verhaltensweisen als Meßgrößen definiert werden können; dann aber bestünde das Problem, eine genaue Zuordnung etwa von Nasenbohren zu solch einer Größe zu besitzen. – Vgl. dazu die Bemerkungen weiter unten zur Verquickung von empirischer Beobachtung und deduktiver Theorie.

25 Tinbergen, Nico: Tiere untereinander. Formen sozialen Verhaltens. Berlin/Hamburg, 2. Aufl. 1967, S. 10.

26 Watson, John B.: Behaviorismus. Köln/Berlin 1968, S. 39.

27 Vgl. Bellmann, R. u. H. Laitko: Beschreibung und Erklärung – Kategorien einer Erkenntnis- und Methodentheorie der Naturwissenschaften. – In: Laitko, H. u. R. Bellmann (Hrsg.): Wege des Erkennens. Berlin 1969, S. 175–213, bes. S. 196.

28 Zur Terminologie und zur Logik von Aufforderungen vgl. Segeth, Wolfgang: Aufforderung als Denkform. Berlin 1974, bes. S. 32 ff.

29 Watzlawicks Definition der Paradoxie lautet: „Eine Paradoxie läßt sich als ein Widerspruch definieren, der sich durch folgerichtige Deduktion aus widerspruchsfreien Prämissen ergibt.“ (171 f.) Dies ist keine Definition der Paradoxie, sondern eine widersprüchliche („paradoxe“) Definition.

30 Vgl. Segeth, Aufforderung als Denkform, l. c., S. 36 ff. – Dies gilt ganz allgemein von sog. „performativen Äußerungen“; vgl. dazu Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart 1972, S. 27.

31 Tatsächlich handelt es sich um keine echte Antinomie, sondern um eine widersprüchliche Definition. Vgl. Reichenbach, Hans: Elements of Symbolic Logic. New York/London 1966, S. 224 f.

32 „Ein bestimmtes Verhalten von A ist insofern ein Reiz, als ihm ein bestimmtes Verhalten von B folgt und diesem wiederum ein bestimmtes Verhalten von A. Doch A's Verhalten ist insofern auch eine Reaktion, als es zwischen zwei Verhaltensformen von B eingebettet ist.“ (57)

33 Habermas, l. c., S. 123 ff.

34 Selbstverständlich ist die Gültigkeit von Aufforderungen rational begründbar; daraus erwächst die spezifische gesellschaftliche Legitimationsproblematik, nur läßt sich eben das Wahrheitsproblem nicht damit identifizieren. Innerhalb einer solchen Begründung müßte der Begriff der Adäquatheit eine Rolle spielen. Adäquatheit impliziert

„adäquat in Hinblick auf ...“, impliziert also ein zu erreichendes Ziel. (Vgl. Segeth, Aufforderung als Denkform, I. c., S. 50 ff.). Die Kategorie des „Ziels“ ist für Watzlawick freilich ebenso metaphysisch wie die der „Ursache“. Dies zeigt sich in seiner Fehlinterpretation des Regelkreises (vgl. Ziegler, Kommunikation als paradoxer Mythos, I. c., Kap. I.5.) wie in seinem Gesellschaftsbegriff.

35 „Die Spezifik des Verhältnisses zwischen Zeichen und Gegenstand besteht u. E. darin, daß es vermittelt ist durch die *Bedeutung* des Zeichens, d. h. durch das gedankliche Abbild des Gegenstandes, dessen Träger das Zeichen ist. Wollte man die Bedeutung als eine Beziehung zwischen Zeichen und Gegenstand definieren, so gerieten wir in einen *Circulus vitiosus*. (...) Betrachtet man die Bedeutung nur als eine Beziehung zwischen Zeichen und bezeichnetem Gegenstand, so reduziert man damit die semantische Problematik auf die zweistellige Relation: Zeichen – bezeichneter Gegenstand.“ (Resnikow, L. O.: Erkenntnistheoretische Fragen der Semiotik. Berlin 1968, S. 61).

36 Russell, Bertrand: Der Pragmatismus. – In: Philosophische und politische Aufsätze. Stuttgart 1971, S. 62–98; dieses Zitat S. 98.

37 Navratil, Leo: Schizophrenie und Sprache. München 1966, S. 48 u. S. 135.

38 Hocke, Gustav René: Die Welt als Labyrinth. Manier und Manie in der europäischen Kunst. Reinbek 1973.

39 Hocke, Gustav René: Manierismus in der Literatur. Reinbek 1967, S. 21.

40 Hocke, Die Welt als Labyrinth, I. c., S. 98.

41 Vgl. Navratil, I. c., S. 161.

42 Vgl. Camus, Albert: Der Mythos von Sisyphos. Reinbek 1964. – Das „Absurde“ ist dort „die Gegenüberstellung des Irrationalen und des glühenden Verlangens nach Klarheit, das im tiefsten Innern des Menschen laut wird“. (S. 23).

43 Unter diesem Stichwort zeigt Wolfgang Fritz Haug eines der Schemata auf, nach denen im Werk Sartres das „Absurde“ konstruiert ist. Vgl. Haug, Wolfgang Fritz: Jean-Paul Sartre und die Konstruktion des Absurden. Frankfurt/Main 1966, bes. S. 166 ff. – Dieser Hypostasierung des Unmittelbaren entspricht in Watzlawicks Theorie die aufgewiesene Hypostasierung der Pragmatik.

44 Vgl. Haug, Frigga: Kritik der Rollentheorie. – Frankfurt/Main 1972, bes. S. 30 f.; und Furth, Peter: Nachträgliche Warnung vor dem Rollenbegriff. In: DAS ARGUMENT 66 (1971), S. 494–522.

45 Das hat schon Schiller gewußt und beklagt: „Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.“

46 Vgl. dazu exemplarisch die Kritik von Eva Jaeggi an dem Buch von Dieter Duhm „Angst im Kapitalismus“. In: DAS ARGUMENT 86 (1974), S. 483 f.

47 MEW 23, S. 192.

48 Der Versuch ist nicht neu. Vgl. etwa: Gabel, Joseph: Ideologie und Schizophrenie – Formen der Entfremdung. Frankfurt/Main 1967. Der Titel des 1962 erschienenen französischen Originals lautet: „La fausse conscience – Essai sur la réification“.

49 Lichtner-De Clerk, Rotraut: Zum Verhältnis von Pathologie und Entfremdung. – In: Ästhetik und Kommunikation, H. 15/16, (1974), S. 64.